

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 9 (1931-1932)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

IX. Jahrgang, Heft 9 — Februar 1932

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Dr. Rob. Tobler, Freudenbergstr. 108, Zürich 7. Tel. 20.895

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

VORAUSSETZUNGEN DER GEMEINSCHAFTSBILDUNG.

In einer Welt, die gewohnt ist, „aus umgekehrten Tages-sorgen und Mißvergnüglichkeiten mechanische Utopien zu schaffen“, müssen wir von der Forderung nach neuer Gemeinschaft als Erstes den Nachweis verlangen, daß ihr Ideal nicht einem kraftlosen Wunschdenken entspringt, sondern im Bereich der schöpferischen Kräfte des heutigen Menschen liegt. Allerdings gehört es zum Wesen jeder geistigen Bewegung, daß sie zunächst ein mehr oder minder gefühlsmäßiges Postulat ist, ein Sammel-becken der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und der Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, deren Umrisse notgedrun-gen zunächst unklar und unbestimmt bleiben müssen. Erst durch die positive und kritische Mitarbeit aller Kreise, nicht zuletzt der heftigsten Gegner, kann sich erweisen, ob das Ideal ein Gedankengeschäft oder eine reale geistige Kraft ist.

So bildet auch der Ruf nach neuer Gemeinschaft zunächst nur die gefühlsmäßige Antwort auf den unerträglichen Wi-derspruch zwischen der herrschenden indi-vidualistischen Ethik und der tatsächlichen Entwicklung unseres gesellschaftlichen Le-bens. Denn dieser Individualismus ruht hauptsächlich auf zwei Fundamenten: auf dem Primat des Denkens und auf der Autonomie des Individuums. Der Glaube an die „richtung-gebende Kraft“ des Denkens hatte zur Folge, daß die übrigen seelischen Kräfte verkümmerten, und der Mensch in die Ab-hängigkeit primitivster Triebtendenzen — und damit auch der äußeren Mächte der Mechanisierung — geriet. Die Selbst-

herrlichkeit der Individuen zerbrach dagegen an der fortschreitenden Vergesellschaftung durch Arbeitsteilung und Mechanisierung. Statt der erwarteten Entfaltung der Persönlichkeit zeigt sich im Gegenteil eine wachsende Schrumpfung des Individuums: Verflachung, Rückgang der Produktivität, Wertblindheit, Opportunismus. Statt der versprochenen Harmonie der Individuen eine Auflösung aller kollektiven Werte, die den einzelnen in eine unerhörte Isolierung hineintrief. Daher die panikartige Vertrauenskrise — daher die Sehnsucht nach neuer Gemeinschaft.

Aber ist dieser Ruf mehr als eine romantische Klage um das verlorene Paradies einer undifferenzierten Menschheit, mehr als eine kraftlose Gebärde des Intellektualismus, der glaubt, Geistiges konservieren zu können ohne die Grundlagen, aus denen es erwachsen ist? Denn Gemeinschaft kann nur entstehen durch gemeinsamen Willen, gemeinsame Werte, gemeinsame Ideale, die ihren Ausdruck in gegenseitigem Verstehen, in allgemeinverbindlicher Sitte und in gemeinsamen Symbolen findet. Durch die Arbeitsteilung, die Mechanisierung und die Entwicklung des individuellen Denkens sind uns aber die reichsten Quellen einheitlicher Willensbildung verschüttet worden. An Stelle der mehr oder minder ausschließlichen Gemeinschaften der Familie, der Religion, der Nachbarschaft, in die früher die Menschen zeitlebens gestellt waren, und die den Nährboden gemeinschaftlicher Ideale bildeten, ist eine unübersehbare Fülle von Zweckverbänden getreten, an denen der Mensch gleichzeitig, aber nur mit einem Bruchteil seines Lebens und Interesses teilnimmt. Alle diese Verbände haben ihre Ideale, aber keines erfaßt den ganzen Menschen, keines verpflichtet ihn endgültig. Weder einzeln noch insgesamt sind sie imstande, Gemeinschaftswillen zu erzeugen.

Daraus geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß uns die organischen Wege der Gemeinschaftsbildung, auf denen frühere Gemeinschaftsformen beruhten, verschlossen sind, daß wir also nur auf geistigem Wege zu neuer Gemeinschaft gelangen können, nur wenn es uns gelingt, die bewußte Verantwortlichkeit der Individuen zu einer

Kraft zu steigern, die stark genug ist, den differenzierenden Tendenzen ein Gegengewicht zu schaffen. Aber gerade hier liegt das Problem: Wie sollen sich die Individuen wieder in gemeinsamen Zielen finden, wo ihre Ansichten schon über Bagatellen hoffnungslos auseinandergehen, und woher sollen diese Ideale für den einzelnen verpflichtende Kraft erhalten, wo alle Werte relativiert sind und die Menschen nur von ihren Interessen bestimmt werden?

Die Aussichten einer solchen Erneuerung erscheinen uns aber nur deshalb so hoffnungslos, weil unsere Denkgewohnheiten selbst ein Produkt jener Geisteshaltung sind, die das Phänomen „Kapitalismus - Mechanisierung - Gesellschaft“ herbeigeführt hat, nämlich des sogenannten Intellektualismus, der sich durch den Glauben an die Autonomie des Denkens charakterisiert. Die Kehrseite dieser Überschätzung des Denkens ist aber das Mißtrauen in die moralische Seite der menschlichen Natur. Daher wird neue Gemeinschaft nur in dem Maße entstehen können, als es uns gelingt, die Vorherrschaft der intellektualistischen Denkweise zu brechen.

Die Überwindung des Intellektualismus ist aber heute durch die rapide Ausbreitung der Erkenntnisse der Tiefenpsychologie in vollem Gange, selbst da, wo sie zunächst gegenteilige Wirkungen auszulösen scheint. Denn das fundamentale Ergebnis der Tiefenpsychologie — die hier weiter gefaßt wird als die Freudsche Psychoanalyse und deren Ausstrahlungen — liegt in der Entdeckung, daß das Denken nicht „Herr im Hause“ ist, daß das Bewußtsein nicht autonom, sondern von vitalen Bindungen abhängig ist, deren Gestaltung sich in den ersten Lebensjahren entscheidet. Das bedeutet nun keineswegs, daß das Denken praktisch an Bedeutung verliert. Im Gegenteil, es erhält ein erweitertes Anwendungsgebiet: zur Kritik der Ideen tritt die „Kritik der Gefühle“. Aber der Glaube an die richtunggebende Kraft des Denkens ist gebrochen. Darin liegt eine große Gefahr, aber auch eine ebenso große Verheißung. Es kann zur letzten Aufgipfelung des Intellektualismus, zur restlosen Auflösung aller Werte führen, wie wir sie im orthodoxen Freudismus erleben. Es kann aber auch zur endgültigen Überwindung des Intellektualismus und damit

zu neuen Möglichkeiten menschlicher Freiheit führen, zu einer Verschiebung des geisteswissenschaftlichen Wahrheitsproblems von der logischen auf die charakterologische Ebene: „Es bedarf eben des wahren Menschen, damit es wahre Erkenntnis geben kann.“ Die Triebkraft des Relativismus wird selbst relativiert.

In der Tat zeigt uns die Tiefenpsychologie die Triebbedingtheit des ganzen Systems des Intellektualismus, insbesondere in seiner Ausstrahlung auf Wirtschaft und Politik. So haben die grundlegenden Untersuchungen von Tönnies, Rathenau, Adler und Künkel erwiesen, daß der homo oeconomicus der kapitalistischen Wirtschaft alles andere ist als ein Ausfluß der Ratio, sondern ein irrationales Erzeugnis der Angst. Die durch die freie Konkurrenz und die wachsende innere Isolierung des einzelnen immer stärker werdende Angst haben unsere Bedarfsdeckung mehr und mehr verfälscht, indem sie einen Besitztrieb, ein Reizbedürfnis, einen Machttrieb und einen Geltungswillen entfesselten, denen jede rationale Grenze fehlt. Diese Ausstrahlungen der Angst, und nicht die Lebensnot als solche, haben den Menschen dem äußeren Apparat, dem Kapitalismus und der Mechanisierung dienstbar gemacht. „Der Kampf ums Leben ist es nicht, der das Leben vergiftet, sondern der Kampf ums Überflüssige, der Kampf ums Nichts“. Diese Triebgebundenheit, diese Ungeistigkeit hat den sozialen Fragen ein Gewicht verliehen, die sie unlösbar machten. Und was für die Wirtschaft gilt, das gilt in noch höherem Maße für die Politik, wo ein primitiver Geltungswille bei Führern und Massen wahre Orgien feiert, die die Völker mit ihrem Blute bezahlen müssen. Diese Triebabhängigkeit des intellektuellen Systems bringt es mit sich, daß seine soziologischen Auffassungen von der Unwandelbarkeit der menschlichen Natur, die den Krieg und den Kapitalismus zu ewigen Institutionen machen, keine objektive Geltung beanspruchen dürfen.

Mit der Autonomie des Denkens verschwindet aber auch die maßlose Überschätzung des Individuellen, die heute jegliche Einigung auf gemeinsame Werte unmöglich

macht. Denn diese Überbewertung ist einerseits zurückzuführen auf ein primitives Geltungsbedürfnis, das auf jenem Glauben an die Autonomie des formalen Denkens beruht und das umso anspruchsvoller auftrat, je gleichförmiger und flacher die „Individuen“ wurden. Demgegenüber zeigt uns die Tiefenpsychologie, daß die individuellen Unterschiede in den tieferen seelischen Funktionen, in der vitalen Haltung, außerordentlich gering sind, daß sich also die heutige Differenzierung im wesentlichen auf sekundäre Fähigkeiten bezieht, auf eine formale Akrobatik mit intellektuellen Symbolen. Zugleich zeigt sie uns, daß die Wahrheit eine kollektive Wesenheit ist, von der jedes Individuum nur einen Teilaspekt erfassen kann, wodurch sich die Begrenztheit des individuellen Wahrheitsanspruches ohne weiteres ergibt. Sobald wir uns ferner mit unsern geistigen Zielen und Werten wieder erlebnishaft und nicht nur spekulativ beschäftigen werden, wird sich erweisen, daß es auf dem Gebiet des sogenannten Subjektiven eine viel zwingendere Objektivität gibt als die der logischen Geltung, nämlich die des erfahrbaren geistigen Gesetzes. Wer zu diesen geistigen Wesenheiten vordringt, weiß, daß in der Nähe der Wahrheit die Unterschiede in den Auffassungen immer kleiner und belangloser werden.

Andererseits ist aber die Überschätzung des Individuums zurückzuführen auf ein Nichtsehenwollen der tatsächlichen Abhängigkeiten, in denen der Einzelmensch steht. Nun erschließt uns aber die Tiefenpsychologie eine neue, und viel umfassendere Einsicht in die Verbundenheit der Menschen, indem sie uns die fundamentale Bedeutung der vitalen Beziehungen für das geistige Schicksal des Individuums und damit der Kollektivität vor Augen führt. Macht man sich gleichzeitig auch die wirtschaftliche Abhängigkeit in vollem Umfang klar, so erweist sich der individualistische Freiheitsbegriff als Ausdruck eines triebhaften Wunschenkens, das sich aus Trägheit, Geltungswillen oder Vorteil vor der Realität verschließt, als ungeistiger Vorwand zur Umgehung der Verantwortlichkeiten gegenüber dem geistigen Gesetz. Daher ist einer objektiven Betrachtung nicht die Möglichkeit der Gemeinschaftsbildung erklärungsbedürftig, sondern

die Entwicklung des heutigen Individualismus angesichts der gegenseitigen Abhängigkeit alles Lebendigen, und wir erkennen: Gemeinschaftsbildung ist gleichbedeutend mit der Überwindung von Individualismus und Intellektualismus. Denn sie ist die schlichte und sachliche Anerkennung der Tatsache, daß nicht der einzelne, sondern die Gemeinschaft Träger und Schöpfer des Lebens ist, daß der einzelne seine Existenz nicht seiner individuellen Leistung, sondern dem Zusammenwirken aller verdankt. Die Bereitschaft zur Anerkennung dieser Tatsache, die Bereitschaft zur Gemeinschaftsbildung, ist nur solange in Frage gestellt, als einzelne die Möglichkeit haben, auf Kosten von andern zu leben. Verweigern diese andern ihren weiteren Dienst oder ist infolge der gemeinschaftswidrigen Haltung die Existenz des Ganzen in Gefahr, so ist bei allen die Bereitschaft zur Gemeinschaftsbildung vorhanden.

Darum ist im Grunde mit dem Gesagten auch die zweite Frage beantwortet, die Frage nämlich, woher die gemeinsamen Ideale ihre verpflichtende Kraft erhalten sollen. Denn die Antwort lautet: von der Realität des gesellschaftlichen Seins und seinen Lebensnöten. Sie werden erzwungen durch den Zusammenbruch, den das praktische System des Individualismus und Intellektualismus in all seinen Ausstrahlungen erfahren hat: auf wirtschaftlichem Gebiet durch die Weltwirtschaftskrisen, auf politischem durch die Unlösbarkeit der nationalen Gegensätze, auf sozialem durch den Klassenkampf, auf technischem durch die Zersetzung der Arbeitsfreude, auf geistigem durch die Verkümmern der schöpferischen Kräfte, auf ethischem durch die Zerstörung jeglichen Vertrauens, das heißt des Vertrauens auf eine Lösung auf individualistischem Wege. Daß wir diesen Zusammenbruch in erster Linie als Krise des Kapitalismus erleben, ist darauf zurückzuführen, daß der Intellektualismus ausschließlich von seinem wirtschaftlichen Erfolg lebte. Seitdem dieser in Frage gestellt ist, schwindet auch das Vertrauen derjenigen, die seine letzten Nutznießer waren. Heute weiß jedermann, daß eine auf dem individualistischen Interessenprinzip aufgebaute Wirt-

schaft nicht mehr lebensfähig ist, weil sie in Wirklichkeit nicht auf der Wahrnehmung individueller Interessen, sondern auf der Solidarität beruht, die nur bestehen kann, wenn ihr die entsprechende ethische Kraft zur Verfügung steht. Diese ethische Kraft kann aber nur die Gemeinschaft schaffen, weil alle individualistischen Gerechtigkeitskonstruktionen an ihrem inneren Widerspruch scheitern.

So haben wir heute nur die Wahl zwischen der vollständigen Auflösung unserer Wirtschaft und dem Wagnis, gegen alle Zweifel und Bedenken einer intellektualistischen Kritik eine neue, geistige Gemeinschaft aufzubauen. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß uns dieser Neuaufbau vor gewaltige Aufgaben stellt. Soll nämlich mit dem Gemeinschaftsgedanken Ernst gemacht werden, so muß dieser Aufbau notwendigerweise radikal sein, das heißt er muß jede wirkliche Not beseitigen, insbesondere das Arbeitslosenproblem als soziale Frage restlos zum Verschwinden bringen. Das ist aber nicht möglich ohne eine tiefgreifende Umgestaltung des Eigentumsbegriffs und des Erbrechts, also ohne Umgestaltung der sozialen Institutionen. Daher muß mit einem hartnäckigen Widerstand der traditionellen Mächte gerechnet werden. Umgekehrt kann sich der Neuaufbau auch nicht unmittelbar auf die dynamische Kraft der revolutionären Schichten stützen, weil diese noch immer in der intellektualistischen Täuschung leben, die neue Gemeinschaft voraussetzungslos aufbauen zu können, das heißt unter vollständiger Vernachlässigung aller historischen, traditionellen Kräfte und unter Vernachlässigung der Unvollkommenheit des menschlichen Charakters. Daraus folgt, daß ein organischer Aufbau weder bürgerlich noch marxistisch sein kann, weil beide Positionen letzten Endes der Wirklichkeit ausweichen: die bürgerliche, indem sie das Bestehende idealisiert und den Menschen entwertet, die marxistische, indem sie den Menschen idealisiert und die Gegenwart entwertet. Ob aber die neue Gemeinschaft als eine Fortentwicklung der heutigen Organisation oder — nach einem revolutionären Bruch — von einer sozialistischen Basis aus entstehen wird, das hängt davon ab, welche Seite rascher und entschlossener jene elementare Not

beheben wird. Die Lösung dieser Frage bildet das Kriterium der Echtheit des geistigen Anspruches, mit dem die K nder neuer Gemeinschaft auftreten. Alles übrige sind technische Fragen.

Eugen B hler.

A PROPOS D'UN ARTICLE SUR LA CIE.

Nous tenons   remercier tout d'abord M. Suter pour son article touchant aux questions importantes que pose la „Confédération Internationale des étudiants“. Nous ne manquerons certes pas d'examiner ses propositions dans la „Commission suisse pour la CIE.“; en fait, les idées que M. Suter a émises se sont imposées à nous.

Pourtant une certaine mise au point est nécessaire, afin qu'il ne se crée aucune fausse opinion sur l'UNES. La question qui nous a été posée par le Département politique fédéral — et je rappelle à cette occasion que nous sommes sous la Présidence d'honneur de M. le Pr sident de la Confédération Motta, ce qui ne veut pas dire „sous le protectorat“ — eut pour motif les faits suivants: comme la „Bayerische Hochschulzeitung“ avait publié un article où elle attaquait la délégation suisse au Congrès de la CIE., le Département politique nous posa la question de savoir si une mise au point dans le dit journal devait être envisagée comme nécessaire. Mais en aucune manière, on ne peut parler d'influence exercée sur l'UNES. par les autorités.

Et d'autre part, si M. Suter avait eu une plus longue expérience de toutes les questions ayant trait à la CIE., il aurait montré la position de l'UNES., en ce qui concerne cette „question allemande“, d'une manière certainement différente, voire même opposée.

Jean Bourgeois,

Pr sident de la Commission pour la CIE.

de l'Union nationale des A.G. d'étudiants de Suisse.

DIE WILDENTE.

Diesmal hoffte ich auf das Glück, die neunte Symphonie voll und ungetrübt genießen zu dürfen. Musik ist unter freiem Himmel besser zu Hause als im goldüberladenen Barock unserer Konzertsäle, die ein verirrttes Jahrhundert uns hinterlassen hat. Nie wußte ich das besser als in den Sommerwochen in Wien, wo ich mich immer wieder zu den Konzerten im alten, von seiner Vergangenheit verlassenen Burggarten einfand. Das Orchester spielt vor efeuberanktem Mauerwerk auf einem breiten Podium. Die Bestuhlung schart sich längs der beiden Alleen und rings um einen uralten Baum in offenem Wiesenplan.

Ich besaß die Karte zu einem Alleeplatz, der mir äußerst wohlgefiel, bis sich im letzten Augenblick zu meiner Rechten ein Engländer niederließ, der mit insularer Rücksichtslosigkeit ein Sandwich zu kauen begann, gerade als das Orchester wunderbar zart und zugleich feierlich die paar ersten, tastenden Takte spielte. Von allen Seiten flossen die Stimmen der Instrumente zusammen wie Bäche und Bächlein, und bald sah ich vor mir das Bild eines mächtigen Stromes, dessen sanfter Lauf sich ruhig in unermesslicher blauer Weite verlor. Doch neben dem Engländer drohte meiner Aufmerksamkeit noch eine andere nicht geringe Ablenkung. Zu meiner Linken saß eine junge, fein gekleidete Frau. Ein Hauch mild berauschenden Parfüms streifte mich manchmal mit dem kühlen Windgekräusel der Dämmerung, gleich leiser, traumhafter Ahnung. Ihr Gesicht blieb mir hinter dem breiten, bis auf die Schultern niederreichenden Rand ihres schwarzen Sommerhutes verborgen. Doch mußte ich immer wieder auf ihre Hände niedersehen, die weiß und weich in ihrem schwarzen, über die Knie geschlagenen Pelz ruhten. Es waren wunderbare Hände. Zuerst fiel mir auf, daß sie schwerer sein müßten als andere gleichgültige Frauenhände, trotzdem sie nicht größer waren. Sie verrieten Fülle, fast Üppigkeit von Kraft und hielten den Vergleich mit schimmerndem Marmor und weichen fülligen Junglöwentätzchen gleichermaßen aus. Ihre vollendete Bildung dankten sie der Künstlerin Natur, und zugleich waren sie das Werk formenden, schönheitsschöpfenden Lebens. Denn müßige Hände waren es nicht.

Der gedämpfte Allegrosatz bereitete sich zum Ausklingen. Mich bannte die fast plötzliche Verdüsterung seiner Stimmung in den letzten Takten. Nur Musik kann so vollendet sein in sich und doch so beladen mit großer Verkündung.

Der übermütige Sturm des schnellenden, sprungkraftigen Vivace setzte ein, bald kindergleich leicht über die Erde hüpfend, bald wie junge Rosse mutig galoppierend und plötzlich sich aufschwingend in andern Bereich zu sicherem ruhigem Kreisen eines großen Vogels.

Indessen vertiefte sich die durchsichtige Tönung des Himmels. Violette Schatten wuchsen langsam im abendschweren Laub der Bäume. Die Amseln, die dort rasteten, fühlten die Stunde ihrer Ruhe nahen und begannen, auf den äußersten Zweigen sitzend, mit gelockerten Flügeln zu singen. Ihre Triller und das schwebende Flöten, das manchmal wie aus Wunden, vom eignen überstarken Lied zerrissenen Kehlen kam, mischten sich in die Geigen, Bässe und Pauken, und von allen Seiten tönte ihr keckes, inniges Musizieren. Beethoven selbst müßte sich gefreut haben, wie seine Klänge sogar die Vögel herausforderten.

Ganz unerwartet wandte mir die Frau zu meiner Linken ihr Gesicht voll zu. Sogleich verschwand es wieder hinter dem breiten Hutrand mit einem Glanz in den Augen, der meinen Blick tief traf und mich sehr froh stimmte. Ich bemerkte dann, wie sie ihre Hände fest zusammenpreßte und lange Atem holte.

Unter fremden Menschen bin ich leicht und fast widerstandslos wechselnden Stimmungen ausgesetzt. Der kurze glückliche Moment von vorher schlug um in ein Gefühl dumpfer, lastender Bedrückung. Zudem begann das Orchester nun die sanft klingende Klage des dritten Satzes. Tiefer als diese Musik vermag nichts Menschliches an das geheimnisvolle Dunkel unseres ruhelosen, wunscherfüllten Lebens zu rühren. Ich fühlte die Klänge in meinem Herzen verströmen und zu einem Unendlichen werden. Noch weiß ich, wie es erlösend in mich hineinwuchs, und wie ich nur noch den einen Wunsch hatte, diese Musik möge niemals aufhören. Und zugleich fing ich an, den Augenblick zu fürchten, da die Frau an meiner Seite aufstehen werde und fortgehen. Ich wünschte und bat, sie möge

aus dem immer weherfülltern Singen der Geigen das gleiche fühlen wie ich. Untröstlichkeit und Klage waren die Seele dieser Töne, aber nicht Anklage, und so wurden sie durch ihre gelöste, makellose Schönheit Rühmung. Darum ist Schönheit so schwer, so beschattet von Lebensdunkel, rätsellos und zugleich bis in die feinsten Maschen mit Geheimnis durchtränkt. Es fiel mir plötzlich schwer, nicht nach jenen Händen zu greifen, die hell und kühl auf dem schwarzen Tierfell lagen.

Ein Rauschen in der Luft schreckte mich auf. Aus blauem Dämmer sah ich pfeilschnell einen großen langhalsigen Vogel mit hastigem Flügelschlagen niederschießen. In diesem Augenblick sammelte sich das Orchester jäh aus dem verloren klagenden Gesang zu jenem ersten, mächtigen Heroldruf, der die Kunde anderer, freudvollerer Töne vorbereitet. Der Vogel erschrak, warf seinen Flug steil nach oben, so daß es aussah, als trüge die musikdurchrauschte Luft ihn plötzlich leichter empor, dann stürzte er schräg nieder. Unweit meines Stuhles hörte ich sein Aufschlagen im Rasen und darauf mühsames, ängstliches Flügelschlagen. Rasch war ich bei ihm und faßte ihn mit beiden Händen. Als ich die zuckende, sterbende Wildente nun, fern den Menschen, wieder ins Gras legen wollte, faßte mich eine Hand am Arm. Die Frau war mir gefolgt. „Warten Sie,“ hörte ich sie hastig rufen, „dorthin wollen wir sie bringen.“ Schon lief sie mir die Windung des Weges voran, zu einem kleinen Teich, der unter Bäumen vor einer künstlichen, bemoosten Steingrotte dunkel ruhte. Weit vorgebeugt über das alte, schwere Eisengeländer setzte ich den Vogel auf schwarze schlammig riechende Wasser. Mit einigen stoßenden Bewegungen gelang es ihm, unter ein ins Wasser hängendes Gestrüpp zu entkommen. Dann blieb es still. Wir hielten beide die kühle Eisenstange des Geländers umklammert und warteten. Gedämpft drang die Musik durch die Bäume herauf. Eine kräftige Männerstimme setzte ein. Einzig schön und von seltsam weihevoller Festlichkeit war es nun, stehend und abseits von der Menge den Chor und Jubel der Freude zu erleben, aufzublicken zum seidenen, immer mildern Nachtblau, das sich schon im kleinen Ausschnitt sichtbaren Himmels unendlich hinspannte zwischen den wenigen glitzernd erstrahlenden

Sternen, und an den Vater zu denken, der dort oben über den Gestirnen wohnte.

Ganz leise erst, dann immer bestimmter und lauter sang die Frau an meiner Seite mit. Iris nannte ich sie später.

Freude, schöner Götterfunken . . .

Froh, wie deine Sonnen fliegen . . .

Die Menschenmenge hatte sich bald verlaufen. Iris sagte, auch wir müßten uns nun entfernen; denn die Tore zum Park wurden jede Nacht verschlossen.

Die tote Wildente nahmen wir mit. Ich zog sie hervor unter dem Gestrüpp, wo sie, den Hals über das Rund eines Steines geschmiegt, auf der Seite lag, und schlug sie ein in meinen Mantel. Iris trug ihren Pelz ebenfalls über dem Arm. So gingen wir nebeneinander, ohne zu wissen wohin, bis sie den Vorschlag machte, den toten Vogel gemeinsam an die Donau, weit hinaus aus der Stadt zu bringen. „Jetzt, in der Nacht?“ fragte ich. „Ja“, erwiderte sie leise und plötzlich beschämt, „mein Mann ist in Prag, in den allernächsten Tagen werde ich übrigens selbst hinfahren, darauf freue ich mich ungeheuer.“

Ich verstummte. In der Bahn sprach fast nur Iris. Der Gedanke, wie die Wildente sich mitten in die Stadt hinein hatte verlieren können, um dort zu sterben, ließ sie nicht ruhig. Vielleicht gab es auch unter den Tieren die Umnachtung des Geistes, in der ihr Handeln sie ins Verderben trieb. Oder ein Würger unter den Vögeln, ein Wassergeier, wie sie mit zornigem Gesicht sagte, mochte ihr armes Entchen verfolgt und in den Tod gehetzt haben. Es lag, während wir allein im verrauchten Drittklassewagen durch die Nacht fuhren, auf ihren Knien, die toten Augen schon glanzlos und ergraut. Iris preßte der Wildente die Lider zu, bis sie sich nicht mehr öffneten. Vergessen sagte sie: „Du bist der erste Mensch, dem ich die Augen für immer schließe.“ Zu lachen wagte ich nicht. Als ich die Worte dann auf mich bezog, durchfuhr mich ein nicht geringer Schreck, und Iris wurde mir plötzlich unheimlich. Wer war sie, wie sie mir gegenüber saß in ihrer Jugend und untadeligen Schönheit, den toten Vogel auf den Knien und auf seinem glatten, vollen Gefieder ihre bewunderten Hände? Aus unausgesprochener Übereinkunft benahmen wir uns, als kennten wir

einander schon Tage. War es nicht doch besser, etwas voneinander zu wissen. Wer war sie?

Noch heute frage ich mich. Sähe ich sie wieder auf der Bühne eines Theaters, allzu überrascht wäre ich nicht. Aber ebenso wahrscheinlich näht sie in Wien für vornehme Kundschaft und für sich selber schöne, auserlesene Kleider, wie sie damals eines trug, von weicher, schwarzer Seide, in den Falten manchmal mattblau aufschimmernd, an den Ärmeln und am Halsausschnitt leichte ritterspornblaue Aufschläge . . .

Noch ganz anderes ist möglich.

Der Zug hielt in Greifenstein. Um an die Donau zu gelangen, deren Rauschen und Geruch hier die ganze Nacht erfüllte, mußten wir einen Zaun überklettern, wobei Iris einen Augenblick lang in meinem Arme lag. Ich küßte ihren Hals und sie gab mir den Kuß zart zurück. Ich hatte aber die Ente ins Gras sinken lassen. Darüber schien sie untröstlich, ihr Wesen verfinsterte sich und sie schalt mich. Während wir uns auf dem schmalen Fußpfad nah am Ufer flußaufwärts bewegten, wollte sie von mir wissen, ob unsere Ente ein Herr oder ein Mädchen sei unter den Vögeln. Ich zögerte, gab dann aber zur Antwort, der reiche farbige Federschmuck und der weiße Ring um den Hals sprächen für einen Mann. Von einem Medizinstudenten hätte sie bestimmtern Bescheid erwartet, gab sie zurück.

Das Gehen auf dem schmalen, tief mit feinem Flußsand bestreuten Pfad war mühsam, so daß ich froh war über die Bank, die wir erreichten. An die Dunkelheit gewöhnten wir uns nur langsam. Fahle violette Lichtschimmer huschten zwar manchmal wie Sinnestäuschungen, aber uns beiden sichtbar, ein Stück weit über die vorüberströmende, schwarze Fläche des Flusses, doch ohne die Nacht zu erhellen. Ihr bläuliches und doch lichtloses Aufzucken war unheimlich. Iris schien sich zu fürchten. Wir schmiegt uns enger aneinander. Vielleicht haben wir auch geschlafen. Ich weiß nur noch, daß wir uns ganz an die Nacht verloren. Mild glänzten die Sterne am Himmel. Ihre Lichtpunkte in den bekannten ewigen Himmelfiguren der Nacht zu sehen blieb tröstlich. Aber viel mächtiger war das Flußrauschen, das unablässig herkam und ging, wie nie zur Ruhe gelangender Wind. Es fuhr durch die Nacht wie

ein Stück Ewigkeit. Flußrauschen ist das erste gewaltig einfache Lied, das die Erde gesungen hat, das letzte, das sie noch durch Ewigkeiten singen wird, wenn all ihre Wesen verstummt sind.

Für Stunden vergaßen wir, daß wir lebten. Lauschten wir, blickten wir in die tiefe, blaue Finsternis? Warum schauderten wir nicht vor dem Fluß, der unsere nie wiederkehrenden Stunden hinab in die Nacht trug?

Wir mußten erwachen.

Nur dies weiß ich wieder, wie es zu dämmern begann im Osten, und wie an meiner Wange Iris' weiches Haar lag, wie ich ihren Atem spürte und dann die furchtlose Zärtlichkeit ihrer Hand.

Über alles herrlich war der Aufstieg der Sonne. Ihre ersten Strahlen schon tauchten die Landschaft in Übermaß glitzernden Lichts. Im Erlengebüsch, das uns umgab, begannen Spinnwebe zu glänzen. Nur der Fluß behielt seine lehmgraue Farbe. Aber drüben am andern Ufer über die endlose Reihe hoher Weiden liefen silberne Wellen, wenn der mit der Sonne erstandene Frühwind die Rückseiten der schmalen Blätter tausendfach unsern Blicken zukehrte. Und das Dach der fernen alten Burg auf der Hügel Schulter am Horizont strahlte golden wie ein zurückgebliebenes Stück der Sonne, die im reinen Blau schon langsam höherschwebte.

Iris war aufgesprungen. Mit ihren kräftigen Händen schaufelte sie im feuchten Ufersand für den Leichnam unserer Wildente ein Grab. Mit stillem Ernst legten wir den toten Vogel hinein, keinen Augenblick zweifelnd, daß uns sein Begräbnis an dieser Stelle des Flußufers aufgegeben war. Wir belächelten unser seltsames Tun nicht. Den kleinen Grabhügel krönte Iris mit einem bleichen, zahnlosen Hundekiefer, den sie im Sand gefunden, damit er seine knöcherne Totenwacht halte nah den rastlos hinströmenden Wellen, inmitten der sommerlichen Üppigkeit vollbelaubter Bäume und Sträucher. Ein geringes Symbol irdischen Totseins. Das Ganze war ein Spiel, aber wer heißt uns solches Spiel treiben? Dunkle Erinnerung des Bluts an urfrühe Menschentage.

Wir warfen unsere Kleider in den Sand und liefen weiter flußaufwärts, um uns in gemeinsamem Bad von der Strömung zurücktragen zu lassen. Bald hielten wir uns an den Händen, bald ließen wir uns, kräftig schwimmend außer Rufweite auseinander treiben, und schnell, wie Fische, fanden wir uns wieder im Treiben des Flusses. Immer neu wiederholten wir das morgendliche Bad.

Schließlich drängte Iris zum Aufbruch. Sie verlor ihren Übermut, indem sie mich bat, nicht mit ihr gemeinsam nach Wien zu fahren und mir verbot, nach ihr zu forschen. Mit Mühe und Not überredete ich sie, noch mit mir zusammen zu frühstücken.

„Gemeinsames Frühstück ist zu gefährlich, macht allzu vertraulich“, lachte sie wieder und sah mich hell aus den Augenwinkeln an.

Ihr Haar lockte sich beim Trocknen wie der blonde Schopf eines Kindes. Sie saß mir gegenüber und war schön wie die junge Erde, sie duftete wie der Frühling, und ich bewunderte ihre Hände.

Dann fuhr sie und ich wartete. Aber ich hätte sie mir nicht so unter die Millionen der großen Stadt entgleiten lassen dürfen.

Eine Woche lang rannte ich Tag und Nacht vor allen Pragerzügen den Perron auf und ab, stand unter der vorüberflutenden Menge auf Plätzen und Straßen und ließ kein Frauenantlitz außer Acht, bis mir vor Verzweiflung und Erschöpfung Stirn und Augen brannten.

Viel später erst lernte ich einsehen, daß jene Menschen, die wir verlieren, wenn wir kaum begonnen haben, sie zu gewinnen, unser Leben wunderbar bereichern. Sie erblassen nicht in unserer Seele, langsam zerfallende Wirklichkeit löscht die Jugend ihrer Gesichter nicht aus und vertauscht nicht Schönheit mit Häßlichkeit.

Sie, die wir finden, um sie niemals zu besitzen, begleiten unser Leben in ewiger Frische.

Max Amstein.

SINN UND WAHN DER GLEICHHEIT. (Ein Kapitel religiös-politischer Grundlegung.)

1.

Die Welt des Mittelalters ist bestimmt durch eine letzte scharfe Ausprägung einer dreifachen Ungleichheit: der Ungleichheit von Gott und Mensch, Mensch und Mensch, Mensch und Tier.

Die Welt der Moderne ist bestimmt durch eine letzte scharfe Ausprägung einer dreifachen Gleichheit, der Gleichheit von Gott und Mensch, von Mensch und Mensch, Mensch und Tier.

Zwei Welten stehen sich hier gegeneinander, denn zwei Bausetze stehen hier gegeneinander. Es geht nicht um zwei luftige Theorien. Es geht um zwei Ordnungen der Welt mit tausendfältiger Konsequenz.

Im Mittelalter ist alles gestuft: Rangordnung. In der Moderne ist alles nivelliert: Gleichordnung. Im Mittelalter ist alles Stand auf einer ungeheuren Treppe vom Naturreich über das Menschenreich und das Engelreich bis zu Gottes Thron. In der Moderne ist alles selbständig auf einem Plan, gleichsam wie auf einer Verkehrsstraße. Im Mittelalter gehen alle Kämpfe um die Priorität: um den Primat kämpfen der Papst von Rom und der Patriarch von Byzanz, der römische Papst und der deutsche Kaiser, die Kirche mit dem Imperium, der Himmel mit der Erde, der Geist mit dem Leibe. In der Moderne gehen alle Kämpfe um die Gleichstellung: um Gleichstellung kämpft der Bürger mit dem Adeligen, der Arbeiter mit dem Bürger, der Staat mit der Kirche, die Wirtschaftsgesellschaft mit dem Staate, die Frau mit dem Manne, die Jugend mit dem Alter.

Nun aber geschieht es, daß wir heute in einer vehementen und weltweiten Bewegung drin stehen, die der Gleichheit die Ungleichheit als Grundprinzip entgegensetzt. Diese Bewegung trägt wesentlich religiösen und politischen Charakter. Unzweifelhaft nimmt sie in ihren Kampf um eine neue Grundlegung der Welt Elemente auf, die die aufklärerische Moderne verworfen hat.

Von Seiten des Katholizismus hat der religiöse Gegenschlag schon im 19. Jahrhundert eingesetzt. Rom hat der Flut der Moderne gerade den erregendsten Stein des Anstoßes in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes entgegengesetzt. Das ist der äußerste Gegenzug zur Verschwörung der Gleichen. Der Papst von Rom statuiert noch einmal die besondere unvergleichliche auctoritas, göttliche Autorisierung. Die katholische Aktion ist heute die Kampforganisation gegen die egalitäre Moderne zur Neuerrichtung der hierarchischen Welt. — Von einer Vehemenz, die an reformatorische Anfänge erinnerte, erging der Protest des Protestantismus gegen die gesamte moderne Welt des Allausgleiches. Karl Barth vor allen hat in der heftigsten

Weise mit dem Schwerte des Geistes den zudringlichen Menschen vom Gottesthrone zurückgeschlagen, hat ihm seine Schöpferrolle unter dem Hohngelächter auf den Krieg aus den Händen gerissen und den kleinen Gott der Welt in seine Geschöpflichkeit gewiesen. Während es dem Katholizismus darum ging, die Anmaßung der Selbständigkeit aller zugunsten einer neuen ständischen Ordnung nach mittelalterlichem Vorbild zu brechen, so ging es dem Kreis um Barth darum, vor allem die menschliche Selbständigkeit gegenüber Gott zu brechen. Immerhin bemüht sich ein Emil Brunner — in Auswirkung des Bruches mit der revolutionären Selbständigkeit des Menschen gegenüber Gott — um eine neue ständische Ethik.

Mächtig ist die politische Bewegung, die teils von dieser religiösen Erschütterung der modernen Welt ausgeht, teils eigene Wege geht. Man bezeichnet sie gewöhnlich als Faschismus gemäß der klarsten, prägnantesten italienischen Gestalt. Doch ungleich gemäß ihrem Grundprinzip sind die Bewegungen, die auf die unverwechselbare individuelle Bestimmung der Stände, der Völker, der Geschlechter ausgehen. Allen aber ist ein Affekt gemeinsam: der Affekt gegen den Egalitarismus der Bürger und Arbeiter, wie er von der französischen und russischen Revolution ausgeht. In schärfster Weise wird der Gleichberechtigung der politischen Mitbestimmung die verschiedene Zuständigkeit entgegengesetzt. Und in der Führeridee gipfelt der Gegenzug gegen den allausgleichenden Geist der Moderne: der Führer ist nicht dem Volke, nicht der Masse hörig, sondern der Sache, die das Volk und vor allem das heutige Massenvolk in seiner Allgemeinheit nicht beurteilen und vor allem nicht entscheiden kann.

Die siegreiche revolutionäre Welt vermeinte, bloß noch Kämpfe in sich selber austragen zu müssen. Nun sieht sie sich einem Gegner gegenüber, der alles, was als „Errungenschaft“ erschien, wieder in Frage stellt. Was Wunder, wenn die ganze aufklärerische Welt, die ihre Sitze in London, New York, Paris, aber auch in Moskau hat, zugleich überrascht und ergrimmt und verböst ist. Sie vermag diese Mächte, die gerade das erstrittenste Gut der Moderne, die Gleichheit, am heftigsten bestreiten, nicht anders denn als Gespenster einer finstern Vergangenheit zu erkennen. Die aufklärerische Welt tröstet sich: Es ist das letzte verzweifelte Aufflackern einer sterbenden Welt.

Wir aber fragen unerbittlich und sachlich: Ist es so? Oder melden sich Mächte, die unausrottbar zur Bestimmung des Menschen wie der ganzen Welt gehören, die durch die Aufklärung bloß verdrängt waren?

2.

Es ist mehr als bloße letzte zuckende, sich aufbäumende Reaktion einer todbedrohten Welt in den Mächten, die sich der Flut der Aufklärung als Gegenstrom entgegenwerfen. Es ist der Durchbruch

verschütteter Ursprünge. Das ist die erste heutige Grundentscheidung.

Die Aufklärung hat zu ihrem eigenen Verhängnis von der urhaften Ungleichheit des Menschen gegenüber Gott, gegenüber seinesgleichen und gegenüber der übrigen Natur und Kreatur abgesehen. Die abstrahierende Vernunft hat die Grundrealität „Ungleichheit“ zu vergewaltigen, nicht aber zu bezwingen vermocht.

Das 18. Jahrhundert kennt Gott nur noch als die erste Intelligenz, den ersten Beweger, den ersten Schöpfer. Nun aber ist der Mensch die weltbewegende schöpferische Intelligenz. Der Mensch erhält göttliche Zuständigkeit: Er geht an eine autonome Weltkonstruktion.

Demgegenüber ist der Satz aufzustellen: **D e r M e n s c h i s t n i c h t z u a l l e m z u s t ä n d i g.** Wir sind nicht zuständig, die Welt nach unserem Willen und Verstande zu konstruieren. Die Welt ist Schöpfung. Wir leben in einer uns gegebenen Ordnung. Diese Ordnung ist verwirrt durch unsere Willkür. Die herrschaftliche Willkür der Väter wird nicht überwunden durch die revolutionäre Willkür der Söhne. Wir sind nicht die Schöpfer, wir sind Geschöpfe. Wir sind nicht dem Schöpfer gleich. In allem unserem Schaffen schaffen wir mit den Elementen einer urgeschaffenen Welt. Es gibt keine absolute Autonomie des Menschen. Sie ist die Anmaßung, so zu sein wie Gott. Die Verführung Eritis sicut dei ist die Verführung auch des aufklärerischen Menschen.

Das 19. Jahrhundert hat die Folgerung aus der Gottgleichheit des Menschen gezogen: jeder Mensch ist sich selber Gott. Jeder steht dem anderen gegenüber frei und gleichgestellt wie ein Gott. Ein jeder bestimmt gleichermaßen über das Ganze.

Demgegenüber ist der Satz aufzustellen: **N i c h t a l l e s i n d z u a l l e m z u s t ä n d i g.** Die Welt ist ein Kosmos von verschiedenartiger Zuständigkeit. Das heutige Chaos ist die Frucht der Anmaßung aller auf dieselbe Zuständigkeit. Der Absolutismus des Gleichheitsprinzipes ist die Demagogie der Demokratie. Alle sind verantwortlich. Der Soldat am Munitionsdepot ist so verantwortlich wie der höchste Truppenführer. Aber es ist nicht dieselbe Verantwortlichkeit. Der Soldat am Munitionsdepot vermag das Ganze nicht zu überblicken. Er hat seine ihm gemäße Verantwortung. Über den Staat als Ganzes aber will jeder gleichermaßen zu Urteil befähigt sein. Das ist eine Lüge. Diese Lüge hat sich gerächt in der verdeckten Herrschaft Unverantwortlicher. Unverantwortlich ist das Volk geworden durch diese falsche Verantwortung. Die Fiktion der gleichen Zuständigkeit aller hat das Verantwortungsbewußtsein eines jeden an seinem Platze für das Ganze tödlich geschwächt. So ist es dazu gekommen, daß jeder seine politische abstrakte Gleichberechtigung dazu benützt, sein wirtschaftliches Sonderinteresse ungehemmt

durchzusetzen. Das ist das Ende der Demokratie. Hier setzen alle Versuche an, jedem an seinem Ort die Verantwortung für das Ganze zu überbinden. Was im ständischen Leben der mittelalterlichen Welt erstarrt war, lebt auf in einem neuen Sinn für eine nach der realen Zuständigkeit statt fiktiven Gleichheit geordneten Welt. Die Vernunft, die mit den Ausschweifungen der Ungleichheit eines priesterlichen und adeligen Herrentums gekämpft hat, ist längst unvernünftig geworden. Es ist eine Blindheit in der aufklärerischen Vernunft. Diese Blindheit stammt aus der trüben Gier des Ressentimentes, das sich der Bürger, Bauern und Arbeiter bemächtigt hat und ihre Revolution verdorben hat. Es ist eine wertevernichtende Brutalität in der Verschwörung der Gleichen. Die Nivellierung von Gott und Mensch, von Mensch und Mensch, von Mann und Weib, von Volk und Volk, von Stand und Stand ist Gewalttat wie die Unterwerfung des Menschen durch einen herrischen Gott, des Weibes durch einen herrischen Mann, eines Volkes durch ein anderes Volk, eines Standes durch einen anderen Stand. Der Ausgleich der ganzen Welt führt zur inneren und äußeren Verödung der Welt. Die Welt ist keine Stereotypie. Der Bürger — ungleich dem Adeligen — kennt eine stereotype Welt von Paris bis London, von London bis New York, von New York bis Tokio. Der Bürger geht auf eine Welt aus, in der alle so kalkulieren, so kommerzialisieren, so industrialisieren, so parlamentarisieren, so sich kleiden, so Tennis spielen, so Automobil fahren wie er. Doch der Arbeiter steht ganz im selben Zeichen. Will der Bürger alles verbürgerlichen, Adel, Bauerntum und Arbeiterschaft, so will der Arbeiter, daß alle Arbeiter werden. Der Arbeiter ist der letzte und hemmungsloseste Fanatiker der Gleichheit. In Rußland muß der Bauer Arbeiter werden, Getreidefabrikarbeiter: das aber ist er im Grunde schon in den U.S.A. Die Revolution hat sich schuldig gemacht gegenüber der Grundverfassung der Welt. Diese Grundverfassung garantiert nicht allein die Rechte der Gleichheit aller Kreatur vor Gott. Die Grundverfassung der Welt garantiert die Urberechtigung und Urverpflichtung individueller Bestimmung, besonderer Zuständigkeit, Gerichtshaftigkeit, Eigentümlichkeit, Einzigkeit — Ungleichheit.

Auf dem Prinzip der Gleichheit zu bestehen, das heißt auf einem Beine zu stehen. Das vermochte auch der Bürger nicht. Er mußte sich auf beide Beine stellen, um gehen zu können. Er mußte unterscheiden, auf die besondere Eignung sehen, er mußte den rechten Mann an den rechten Platz setzen. Die bürgerliche Welt ist alles eher als die Welt der Gleichheit. Das Leben erzwang seine Ganzheit. Ja, der Bürger vergaß in seiner eigensten Domäne, der Wirtschaft, völlig das Prinzip der Gleichheit. In der Politik hielt er daran fest: aber er sorgte mit dem geheimen Druck der wachsenden Plutokratie und ihrer gewaltigen Mittel der Massenbeeinflussung, daß der Wille

der neuen bürgerlichen Herren der herrschende Wille des Volkes wurde. Aber diese neue bürgerliche Ungleichheit ist eine fluchbeladene und fluchwürdige: sie ist es, weil sie versteckt ist, nicht gestaltet wurde zu einer Rangordnung der Verantwortung. Sie ist es, weil sie eine Rangordnung der Klugheit und Geschäftigkeit in der Durchsetzung der eigenen Interessen ist. Sie ist es, weil sie eine Rangordnung nach dem Maße an Geldmitteln ist, die gemeinste aller Rangordnungen.

Die bedrohliche Macht des Kommunismus beruht darin, daß er diese bürgerliche Rangordnung des Kapitalismus, die ein Hohn auf die revolutionäre Gleichheitsidee des Bürgertums ist, auf Tod und Leben bekämpft. Dem Kommunismus ist die letzte revolutionäre Vision eigen, die einer einzigen Armee von Kämpfern auf wirtschaftlichem Gebiet für die Kommune, die Gemeinschaft der Gleichen. Aber auch der Kommunismus lebt von der Selbstkorrektur eines mächtigen Einbruches der Ungleichheit in seine Welt. Da ist einmal die grenzenlose Macht eines Führers, die das revolutionäre Chaos bemeistert. Da ist ferner die eiserne Disziplin eines Ordens von Unbeirrbaren, Kommunistische Partei genannt, die die träge und amorphe revolutionäre Masse zu formen weiß. Und da ist endlich die vertikale Gliederung der Wirtschaft nach Führungskraft, Wagnisfähigkeit, Durchhaltewillen, zu der selbst Stalin notgedrungen gegen alle Gleichmacherei und Entpersönlichung greifen muß. Aber diese Selbstkorrektur des Kommunismus kann nicht genügen, weil sie bloße Korrektur ist. Die Macht der Ungleichen und die Ungleichheit der Macht muß brutaler Zwang sein, um die Verschwörung der Gleichen dem notwendigen Chaos zu entreißen. Und wie der Liberalismus trotz seiner Rangordnung diese heutige wurzellose rationalistische, allesnivellierende Weltzivilisation schafft und vollendet — so bedroht auch der Kommunismus trotz allgewaltiger Führerschaft dennoch die Welt mit der Maschine der gesichtslosen Masse.

Es ist gut, daß aus religiöser und politischer Bodenständigkeit Leben durchbricht, das mit der Leidenschaft des Ursprünglichen der tollgewordenen Ratio und ihrer Weltnivellierung sich in den Weg stellt.

3.

Hier aber droht ein neuer Wahn.

Er droht auf religiösem Boden. Gerne würde die katholische Aktion die ganze Welt der mittelalterlichen Überhebung von Mensch über Mensch erneuern, die vermessene Hierarchie des Priesters wieder an die Stelle der anmaßenden Egalität setzen. Der Protestantismus aber hat in Karl Barth so verstiegen Gott und Mensch als Fremde auseinandergerissen, daß keine gegenwärtige Beziehung

zwischen ihnen mehr wachsen, keine Liebe die Entfremdeten mehr verbinden kann, einem unsöhnlichen Menschen in finsterner, richterlicher Zornwut ein unväterlicher Gott entgegensteht. Dem liberalen Wahne des Ausgleichs folgte ein absolutistischer Wahn der beziehungslosen Ungleichheit. Wir kehrten zurück, aber wir wagten keinen neuen Schritt.

Und dasselbe droht auf politischem Boden zu geschehen. Als ob diese Jahrhunderte des Kampfes um die Erkenntnis und Verwirklichung der Absicht der göttlichen Erlösung auf den Menschen purer Irrtum gewesen wären, so wird jetzt verhöhnt, was gestern noch angebetet wurde. Die faszistische Weltbewegung geht mit derselben Blindheit über die Urtatsache der menschlichen Gleichheit und ihrer Würdigung hinweg, mit der die Aufklärung über die Urtatsache der menschlichen Ungleichheit und ihrer Ehrung hinwegschritt.

Die Gleichheit ist eine Urtatsache der Welt als Schöpfung Gottes. Sie war vergessen vom alten patriarchalischen Christentum. Und sie wird heute wieder vergessen in den Ekstasen der Führung, der Auserwählung, der himmlischen und irdischen Herrschaft.

Es ist Urtatsache, daß der Mensch Gott gleicht. Der Mensch ist nach dem Bilde Gottes erschaffen. Wohl hat der Mensch das göttliche Bild in sich verfratzt, aber es ist in Christus wieder hergestellt worden. Der Mensch ist schaffendes Geschöpf: gottgleich als schaffendes Wesen, gottungleich als geschaffenes Wesen. Von diesen beiden Seiten des Einen Geheimnisses des Menschen haben die Väter nur die Seite der Geschöpflichkeit, die Söhne nur die Seite des Schöpfertums gesehen. Beide haben so das Geheimnis des Menschen verfehlt.

Es ist Urtatsache, daß ein jeglicher Mensch dem anderen gleicht. Mögen Söhne untereinander noch so verschieden sein: als Söhne sind sie einander gleich. Und das Wort vom Brudertum ist darum keine Sentimentalität. Mögen die Völker grundverschieden sein und ihrer besonderen Schickung folgen müssen: sie sind dennoch Ein Volk. Denn sie entstammen nicht bloß ihrer besonderen Erde: sie entstammen der allmütterlichen Erde des Lebens und dem allväterlichen Himmel des Geistes. Und es ist gut, daß die dunkle Realität des Geschlechtes erleuchtet ist von dem ebenbürtigen Menschentum von Mann und Frau. Das darf nicht vergessen werden in all den greulichen Irrtümern der Vermännlichung oder Neutralisierung der Frau durch den verständnislosen Verstand. Die Realität des Mächtigen in Führertum, in Volkstum und im Geschlecht muß heute gegen allen rationalen, schwächenden Ausgleich wieder groß werden: aber darüber darf die Achtung von Mensch und Mensch, Volk und Volk, Mann und Frau nicht vergessen werden.

Es ist Urtatsache, daß der Mensch aller anderen Kreatur gleicht. Als schaffendes Geistwesen ist er ihr ungleich und von königlichem Rang. Als geschöpfliches Lebewesen ist er ihr gleich und von brüderlicher Nähe. Diese Gleichheit mit aller Natur hat revolutionär darwinistisch zum Ausdruck kommen müssen: denn die christlichen Väter standen der Schöpfung fern in überheblicher Flucht oder Herrschaft gegenüber der Natur.

Die Urtatsache der Gleichheit wird dadurch bezeugt, daß kein System der Ungleichheit ohne Selbstkorrektur geblieben ist. Das Mittelalter blieb ursprüngliche Genossenschaft Ebenbürtiger neben dem übermächtig werdenden Herrschaftsgedanken. Und der Faschismus von heute bekennt das Völkische neben seiner übergewichtigen Schätzung des Führerschaftlichen, Diktatorialen. Diese Selbstkorrektur bezeugt die Unzulänglichkeit aller bloßen Rangordnung.

4.

Es steht einer dreifachen Ungleichheit des Menschen zu Gott, zu seinesgleichen und zur gesamten Kreatur eine dreifache Gleichheit gegenüber.

Wie kann das sein? Das ist der scholastischen, das ist der aufklärerischen Vernunft nicht einmal denkmöglich. Aber das Leben ist so. Es hat kein Prinzip. Nicht Gleichheit. Nicht Ungleichheit. Nicht Freiheit. Nicht Gemeinschaft. Es sind das alles bloß Formen und Kräfte im Reiche dessen, der allein der Ganzandere ist.

Nur keine neuen uralten Prinzipien! Nur jetzt nicht ebenso blind von Ungleichheit und Gemeinschaft reden wie gestern von Gleichheit und Freiheit. Nur jetzt keinen bloßen unfruchtbaren Gegen-schlag. Nur jetzt keinen neuen Mord im bösen Kreise der Vergötzung.

Wahrhaftig: das Leben ist dialektisch. Aber seine Dialektik ist fruchtbar, lebensschöpferisch. Unsere Dialektik ist unfruchtbar, tödlich. Das Leben ist gegensätzlich. Es kann um keine Synthese gehen. Es kann um kein Drittes gehen. Da ist Gleichheit. Und da ist Ungleichheit. Und es gibt keine Versöhnung auf der mittleren Linie. Zu äußerst will Gleichheit beachtet sein. Zu äußerst will Ungleichheit mächtig sein. Darin ist das Geheimnis des Lebens. Wir haben es zu erfüllen mit ehrfürchtiger Hand. Wir haben nichts zu willküren.

Es rächt sich alle Willkür. Der Grundbestand der Welt setzt sich durch. Darum ist Kampf. Es darf keine Willkür siegen. Der Kampf hat Ursinn. Das hat der illusionäre Geist des optimistischen Liberalismus vergessen. Die Welt ist gespalten. Ein Gespött sind die abstrakten Schlagworte des händlerischen Pazifismus. Es gibt Feinde. Und so gibt es Kampf. Und Kampfgeist duldet keine Vermittlung zu Halbheit. Es geht nicht um Kompromisse. Es gibt Feinde, die offen und ehrlich zu bekämpfen sind. Es gibt keine Verständigung

mit dem gleichmacherischen Ressentiment. Es gibt keine Verständigung mit dem erniedrigenden Herrentum. Ob wir hier oder dort kämpfen: der Kampf muß leidenschaftlich und entschieden geführt werden.

Aber leidenschaftliche Entschiedenheit ist kein blinder Fanatismus. Der Sinn des Kampfes ist positiv: es ist der Sieg des vollen Lebens. Gott will seine integrale und integrale Schöpfung. Alle Kämpfe des Menschen gehen um das Reich, in dem alle Formen und Kräfte ineinander wirken. Kampf ist Integration. Es gibt einen Frieden des Reiches. Er ist die Frucht des echten Kampfes. Gegen den elenden Pazifismus bejahen heute viele und vor allem die wagemutige Jugend den Krieg an sich. Es gibt keinen Krieg an sich. Das Ziel der echten Feindschaft ist die echte Freundschaft. In jedem Feinde geht es letztlich um den Freund. Das gilt für Deutschland und Frankreich. Das gilt für den Faschismus und die Demokratie.

Das aber setzt voraus: jede Haltung muß über sich hinausweisen. Zwischen Leidenschaft und Fanatismus steht die Ehrfurcht vor dem Ganzandern, vor Gott und vor dem Reich, die Götzen ausschließt. Der Andere ist da. Und keiner darf sich so ernst nehmen, daß er den Anderen nicht mehr ernst nehmen kann. Im Feinde ist ein letzter Freund zu lieben. Im Freunde ist ein letzter Feind zu hassen. Wer den Feind in seinen eigenen Reihen nicht kennt, der ist kein Kämpfer, der ist bloß ein Mörder. Jeder ist sich in seinem Wahne selber feind. Priestertum und Adel waren sich selber feind in ihrer vermessenen Überheblichkeit: diesem Feind sind sie erlegen. Bürgertum und Arbeiterschaft sind sich heute selber feind in ihrer anmaßlichen Gleichmacherei: dieser Feind ist ihre tödlichste Bedrohung. Wer immer auf der Seite der demokratischen Welt steht: er hat einen letzten Feind in sich und seinen Freunden zu bekämpfen, das Ressentiment von unten. Wer immer auf der Seite der faschistischen Welt steht: er hat einen letzten Feind in sich und seinen Freunden zu bekämpfen: den Affekt der Gewalttätigkeit.

Unzweifelhaft ist heute inmitten des Schreckens einer grundlosen, haltlosen, gestaltlosen Weltmache neue Ehrfurcht vor der unterschiedlichen Bestimmung von Gott und Mensch, von Mensch und Mensch, Volk und Volk, Mann und Weib, Stand und Stand vor allem not.

Doch dies ist nur ein Teil unserer Situation. Zugleich drängt alles darnach, daß das Werk der Revolution gegenüber einer alten Welt von priesterlicher, feudaler und kapitalistischer Unterdrückung vollendet werde.

Zwiefach ist so das Drängen unserer Zeit. Mittelalter war entschiedene Zeit der Ungleichheit. Aufklärung war entschiedene Zeit der Gleichheit.

Heute steht Gleichheit und Ungleichheit in bewaffneten Heeren einander gegenüber. Das ist der Schicksalsaugenblick, der nicht verkannt werden darf. Revolution und Reaktion, die jetzt an die Vernichtung des Anderen glauben, glauben an Mord. Dieser Glaube ist von gestern. Kein elementarer Lebenszug läßt sich ermorden. Der Mord ist eine Illusion. Das muß jetzt selbst die vernünftigste Mörderin, die Aufklärung, erfahren. Das Leben bestraft jeden Mord. Was neu ist an dieser Zeit, was ihr unverwechselbar eigentümlich ist, das ist die Entschiedenheit zum Lebenselbst in aller seiner Gegensätzlichkeit, in all der Gefährlichkeit seiner Spannung. Heute ist das die letzte Entscheidung: der vollen Realität des religiösen und politischen Lebens gegen alle absonderlichen Prinzipien zum Siege zu verhelfen. Versucht ist der Bau der Welt auf dem Grunde der Ungleichheit. Er ist zusammengestürzt. Versucht ist der Bau der Welt auf dem Grund der Gleichheit. Er ist zusammengestürzt. Beide Gründe haben sich als nicht tragfähig erwiesen. Es kann heute weder auf dem Grunde der Gleichheit noch auf dem Grunde der Ungleichheit allein die Welt aus dem Trümmerfeld wieder aufgebaut werden. Es ist gegen alle Lauheit wahr: Jeder entschiedene Zug des Lebens ist stärker als unentschiedene ausgleichende Vermittlung. Aber es ist Leidensfrucht eines Jahrtausends: Das Leben in seiner Gesamtmächtigkeit hat sich noch viel stärker erwiesen als jeder extreme abtrünnige Zug.

Das Leben selber ist heute am Werke der Integration. Integration, das ist die Ineinanderbildung der gegensätzlichen Formen und Kräfte des Lebens ohne ihre Schwächung und Fesselung. Das ist die neue dynamische Gestalt uralter religiöser und politischer Aufgabe: gespaltene Welt zusammenzuführen zur Fruchtbarkeit ihrer Durchdringung. Gerade weil wir ohne jede Illusion sind, weil wir erfahren haben, daß alles mißbraucht werden kann und mißbraucht worden ist, Gleichheit wie Ungleichheit, Freiheit wie Autorität — gerade deshalb stehen wir allem offen, wie wir allem gegenüber frei sind. Die religiösen und politischen Parteien überheben immer wieder Eines zu Allem. Aber der wirkliche homo religiosus und der wirkliche Staatsmann wenden immer wieder alles zum Einen. Ihnen aber folgt das gläubige Volk und der Orden der ungebeugten Jugend.

Julius Schmidhauser.

WIR FAHRENDEN SCHOLAREN.

Sieben Tage, sieben Studenten und sieben lose Blätter ihrer gemeinsamen Fahrt, für den „Zürcher Student“ zusammengeheftet

von **Georg Thürrer.**

(Schluß.)

VI.

Clavadel. Ort der hustenden Leute, der sorglichen Schwestern und der fallenden und heimtückisch emporschnellenden Linien auf den Täfelchen über den Betten. Es ist ein Ableger, ein Außenort Zürichs, sein Spital, sein Bethaus, sein tannenbestandenes höchstes Gelände. Es liegen Menschen hier, die welk aussehen, wie Blumen auf dem Hochzeitstisch, die der Zimmerbursche am folgenden Morgen wegnimmt und überlegt, ob er sie wegwischen oder bis abends in Wasser stellen und dann bei einbrechender Nacht unter ein Fenster legen soll. Andere gleichen Stubenvögeln, deren nachlässige Besitzer in die Ferien gingen, ohne das Nachbarskind um die Wartung zu bitten. Hier wartet alles auf Gesundheit und Heimkehr, auf Erlösung und Eingang, auf neues Warten...

Was soll unser Spiel in diesen Räumen? Können Leute, die ewig husten, ewig hüsteln hören, überhaupt lachen? Gebietet nicht vielmehr jedweder Blick aus überwachen Augen: Hans Sachs, du Ungechlachter, hier hast du nichts verloren, scher dich weg! Und dennoch — man hat ihn hergebeten!

Wir schleichen um die Ecke der Krankenburg. Keinem ist so ganz wohl. Der Kantusmagister mustert sein klingendes Register. Hundert freudige Gesänge finden sich leichter als ein einziger, der hier gepaßt hätte. Wie einseitig wir jungen Menschen doch leben und singen! Bis uns ein Gesang rettet, der fortan mein Lieblied sein soll:

Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht,
Jeder hat in seinem Gleise
Etwas, das ihm Kummer macht.

Aber unerwartet schwindet
Vor uns Nacht und Dunkelheit,
Und der Schwergedrückte findet
Linderung in seinem Leid. (usw.)

Niemand hört es dem Liede an, daß es ein Glarner Oberst vor mehr als hundert Jahren sang, als er seine Truppen an der Beresina in den Tod führte, und nur wir Sänger wissen, daß es im letzten nebel-satten Jänner auf einem Aargauer Dorffriedhof in ein Grab hinabgegeben wurde. In der Gruft unten lag damals ein Farbenbruder, den eine Gotthardlawine verschüttet hatte.

Fenster entriegeln sich lautlos. Liegestühle werden ans Gesimse geschoben. Wir möchten einen jeden Ton besonders dämpfen. Aber das Lied will es nicht, und der Tag, der warm uns umblaut, gibt es nicht zu.

Ein Angestellter führt uns zum Umkleidezimmer. Bleiche Gestalten stehen Spalier. Sie klagen uns in irgend einer Weise und wäre es auch nur ihres Krankseins und unseres Gesundseins willen unschuldig an. Ich bin seit der Bubenzeit nie mehr richtig bettlägerig gewesen. Allein schon damals haben mich die Krankenbesuche der Kameraden eigentlich stets eher geärgert als gefreut. Es war kein bloßer Neid, sondern dazu noch etwas Tieferes, ich möchte fast sagen Klassenmäßiges, was mir die strotzende Gesundheit der Besucher (sie brauchten sich ja mit keinem Worte damit zu brüsten) zur brutalen Beleidigung machte.

Hoffentlich empfinden sie nicht gleich, diese Gestalten, deren mühsam gestammeltes Lächeln uns durch die Gänge geleitet und verfolgt. Hier hat das menschliche Angesicht in seiner vielzähligen Ausgeglichenheit etwas Landschaftshaftes an sich. Unwillkürlich denkt man sich einige im Sport gebräunte, muskelstraffe Gesichter von Davos-Platz und die breitknochigen Schädel der Bergbauern hinzu, die sich ausnehmen wie die wetterbraunen Ställchen neben dem weißwandigen Sanatorium. Hm, wirklich, sollen wir wirklich noch unsere altdeutschen Masken, vollmondfeiste Mönchsgesichter und den grimassenschneidenden Eulenspiegel unter diese Köpfe mischen? Beim Zurüsten sinnen wir, wie man unsere nicht eben sanften Spiele diesem Rahmen anpassen könnte. Es nützt nichts: Auch die unflätigsten Witze und die rüppelhaftesten Anreden ließen sich nicht ohne Nachteil fürs Ganze über Bord werfen. Schließlich, bei Tische, macht wieder Logisch den erlösenden Vorschlag: Wir entschuldigen uns zum vornherein für alle dreiundzwanzig Grobheiten, und diesen Generalablaß werden uns die Leute nicht versagen. Unsere Gemeinschaft schießt sofort eine Kommission aus, die um ihn bei Direktion und Krankenschaft einkommen soll. Ihren Sprecher muß man nicht erst wählen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß Schnägg, der Züribieter, der gegebene Mann dieser Sendung ist. Er kann nämlich, ein geborener schweizerischer Gemeinderat, Hochdeutsch und Mundart zugleich sprechen. Die Volksversammlung, die, auf Liegestühle hingestreckt, in Decken gewickelt, oder, wenn der Arzt es erlaubte, auf Strohsesseln um unsere rasch aufgeschlagene Bühne kauert, liegt und sitzt, scheint bei seinen Worten zu vergessen, daß sie krank ist. Zwischenhinein läßt Schnägg unsere beiden Bläser den Sechseläutenmarsch spielen. Wehmütig oder erinnerungsfroh — alle strahlen. Geschickt weiß Schnägg die gehobene Stimmung auszunutzen, indem er nun drei Sätze der Entschuldigung für allfällige nachfolgende grobschrötige Stellen, die Zürcher ja nur anheimeln dürften, einflicht. Ein

Auflachen begutachtet sie denn auch zum vornherein. Dann setzt Schnägg zu einer wuchtigen Rede an, wie wir sie von Nachtfahrten durch die Bahnhofstraße her kennen. Der Prachtskerl spricht so hemmungslos, als stände er mitternachts auf der Polizistenkanzel am Paradeplatz — bis er beim fünften oder sechsten Joggeliwitz urplötzlich unsicher wird und nach dem vereinbarten Schluß- und Stichwort wie nach einem Rettungsanker hascht.

Unser Kreis stellte ihn erstaunt zur Rede. Er weigerte sich hartnäckig, jetzt Auskunft zu geben und eröffnete uns sehr bestimmt, unter keinen Umständen auftreten zu können. Da drangen wir nicht mehr in ihn. Es war keine Zeit zu Verhandlungen, kaum zum Fluchen, und der Spielführer strich einfach das Stück, in welchem Schnägg die Hauptrolle hatte; ein zweites, in dem Schnägg nur als Nebenfigur mitwirkte, wurde verkürzt und dadurch etwas entstellt. Während des Spieles will einer von uns gesehen haben, wie Schnägg ganz hinten im Saale neben einem Liegestuhl saß und eine blasse Mädchenhand streichelte. Er, der dreimal Hartgesottene!

Ihm gegenüber schämten wir uns, weiter zu grübeln. Eine Gemeinschaft, wie die unsrige, fußt auf rückhaltloser Ehrlichkeit. Sie fällt mit der ersten Lüge, die nicht eingestanden und verziehen wird. Untersuchung wäre unsinnig.

Zwanzig, dreißig dankende Hände durften wir drücken. Ein gesundes Lachen erwachte und füllte das Haus. Was Krankheit war, ballte sich zusammen und verkroch sich vor Hans Sachs, dem alten Nürnbergerarzte mit seinen derb zugreifenden Fingern und kräftigen Mitteln in den entlegensten Kellerwinkel. Solche Bannung und Läuterung hätten wir dem Poltergeiste gar nicht zugetraut.

Da tutet ein Sechsplätzer im Freien. Der Wagenlenker greift an die Mütze und ermahnt uns zur Eile. Wir stopfen unsere Habseligkeiten ... und zu guter Letzt uns selbst in den Wagen. Ein halbes Dutzend blauer Hüte fliegt zum Abschied in die Luft. Taschentücher und weiße Häubchen winken Ade. Scharf um eine Kurve — und wir blicken jäh in unserer Fahrrichtung nach Davos und Klosters, wo wir heute Abend noch einen möglichst heitern Theaterball zu leiten haben.

VII.

Sterne entbrennen am samtblauen Himmel, der die Flimser Berglehnen überwölbt. Ein milder Föhn schlägt seinen luftigen Mantel um die Bäume. Durch das Laubwerk siehst du ein Seelein voll Mondglanz aufblitzen. Es ist die untere der beiden abflußlosen Wasserschalen, die Augen gleich das Antlitz des Bergsturzlandes mit Glanz und Traum beleben und seine Züge dem suchenden Menschen erschließen helfen.

Wir stehen auf der Schwelle, auf der Stufe zwischen deutschem Unterland und romanischem Hochtal. Hier auf der Sprachmark hat mit dem deutschen Land heute Abend auch unser deutsches Spiel aufgehört. Mit der Abschiedsvorstellung wurde beim nachfolgenden Drumunddran zugleich mein Geburtstag gefeiert. Ich habe es zwar schon vor rund drei Wochen getan, als ich an meinem mageren Kostort einmal ein Geburtstagsessen provozieren wollte. Damals war es natürlich nur eine Finte; heute jedoch ist es wahr: Heute vor gut zwanzig Jahren wurde ich zwei Kirchtürme weiter rheinabwärts als Sonntagskind geboren. Hübsch, daß heute wieder Sonntag ist! Mir ist auch so sonntäglich, unsagbar feierlich zu Mute. Aber der Wirt, in dessen Kneipe ich eben noch drei schöne Sätze zur Feier des Tages drechselte, hatte bemühend wenig Verständnis für den Sinn der Daten. Geburtstag hin oder her; es hat zwölf geschlagen. Er gab der Kellnerin Weisung, die Stühle unverzüglich auf die Schenktische zu stellen, und wir bekamen Wink und Tritt zur Tür hinaus. Ein alter schöner Brauch, daß dortzulande nicht überall zu gleicher Zeit Polizeistunde geboten wird! Wir saßen wenigstens in Gesellschaft eines sehr freundlichen freigebigen Fabrikantenpaares noch bis morgens drei Uhr in einer Kellerbar beisammen. Hernach breiteten wir unsern wandgroßen Bühnenvorhang auf die Wiese hinter dem gastlichen Haus. Es wurde ausgelost, wer die andern in diese Vereinswindel einwickeln müsse. Das Los entschied für oder besser gesagt gegen Logisch. Niemand war erstaunt; auch Logisch fand es sehr logisch. Er waltete seines Amtes und schlüpfte dann in den Sack, dem man das Tuch entnommen hatte. Schnarchelte kurz nachher kräftig ins Morgengrauen.

Gute Nacht! Guten Tag! Gutnacht! Ob der Tau wohl auch auf uns fällt wie auf die Lilien auf dem Felde?

Und der Tau fiel so reichlich, daß man diesen Segen füglich Regen heißen konnte. Die Reste von Schminke und Puder liefen zu beiden Seiten des Nasenkamms, der als Wasserscheide wirkte, in schmierigen Striemen und Rinnsalen in die Mundwinkel und kinnab in die Kragenkrater. Wer des Weges kam, glaubte todsicher auf eine Bande Straßenräuber zu stoßen, und wenn er sich überhaupt näher hinzugetraute und im klärenden Frühlicht unsere Leinwand auch als bald fadenscheinigen, himmelblauen Theatervorhang erkannte, so mußte er zum mindesten noch annehmen, einer Truppe begegnet zu sein, die ausschließlich auf Mord- und Brandstücke reise.

Unser Hans Sachs ist indessen im Grunde seines Wesens immer seinen harmlosen Fastnachts- und Neujahrsschwänken treu geblieben, und wir haben ihm ebenso treue Gefolgschaft geleistet, auch wenn das Neujahr darüber in den Hochsommer hineinrutschte und man im Heuet Mummenschanz treiben mußte. An diesem Hohn auf alle Kallenderei mit ihren wohlgeordneten Frömmigkeits- und Tollheitsmini-

ma und -maxima werden sich hoffentlich alle moralisch versicherten Bürgersleut gestoßen haben, die uns zur Zeit des Kirchgangs voll ausgerüstet, als seien Freilichtspiele angesagt, von Flims nach Trins hinab wallfahren sahen. Unsere Prima Donna Hektor, der minnend und keifend alle Weiberrollen entzückend und xanthippisch gespielt hatte, führte als Kernstück des Umzugs einen Kaiser und einen Abt am Arme.

Hatten wir verschmitzt gehofft, einige Dutzend übelwollende Spießer sich entsetzen zu sehen, so waren wir nicht wenig erstaunt, bei einem Rank unweit der Trinsermühle mit einem Ruck einem womöglich noch buntscheckigern Trüpplein Jugend gegenüberzustehen. Helles Lachen grüßte hin und zurück. Aha, es war ja wieder Sonntag und das Churer Fähnlein wieder auf der Fahrt. Eigenartig — und wieder liefen sie uns über den Weg! Wirklich sehr seltsam! Ich guckte meine Gefährten fragend an: Ein organisierter Zufall? Niemand sagte nein. Zwei Mädchen, die ihre Lauten bisher geschultert trugen, nahmen sie in den Arm. Bummel, der galant weiß, was sich schickt, anerbote sich, die Futterale zu tragen. Dafür durfte er sein liebstes Marschlied wünschen, zu dem sich unsere Stimmen und Schritte alsbald fanden. Wir gingen zurück bis zum Tenn, in das sich Logisch, der zurückgeblieben war, des Regens wegen verzogen hatte. Er lag wohlgebetet in zehn Wicklungen des Theatervorhangs, der durch unsern Aufbruch frei geworden war, und wir hatten eine geraume Weile, bis wir den Burschen herausgeschält hatten. In jener Scheune schlugen wir unser ganzes Mittelalter mit Hilfe der Mädchen, die unter den Kostümen und deren Zubehör manches Stück von ihrer Hand erkannten, in das blaue Riesentuch, zogen einen Sack darüber und schnürten diesen mit der halbzerissenen Halsbinde des Till Eulenspiegels zu. Ex est!

Ein Stündlein später — der Himmel erblaute zusehends — streckten die Mädchen mit uns die Köpfe zusammen und lasen je zu zweit in schmalen, ziegelroten Heften oder schnabulierten die ersten zwanzig Kirschen, die wir uns gegenseitig in den Mund steckten. Das war auf einem Inselchen im Caumasee. Wer's nicht glaubt, kann jederzeit auf das kleine, tannenbeschattete Eiland hinausschwimmen und die ausgespuckten Kirschensteine oder ihre Schösslinge nachzählen.

Am Abend waren wir innerlich und äußerlich wieder in Zivil, anerkannte Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, die gegebenenfalls einen Abstecher ins sowieso weltverlorne romantische Inselreich gestatten und verzeihen kann, vorausgesetzt, daß Anstand Stehkragen und gestärkte Brust dabei nicht ganz flöten gehen. So hat denn auch die Löbliche Bündnerregierung unserer Fahrt keine Schwierigkeiten gemacht, sondern uns in begreiflicher Ermanglung einer solchen statistischen Kategorie und im Hinblick darauf, daß es

sich angesichts der Seltenheit solcher Finken nicht lohne, eine neue Kolonne zu eröffnen, bei den Hausierern untergebracht, wo wir noch am ehesten Platz zu haben schienen. Da wir schon als Krämer im kantonalen Grauen Haus der Residenz Chur verewigt sind, brauchen wir uns auch nicht zu schämen, wenn wir einen Beutel mit größerem Kleingeld schwenken, das man Hans Sachs in den Opferstock gelegt hat. Aus diesem Gut soll was Schönes erstanden werden! —

Hm, ein rhätischer Bahnhof ist nicht der Ort, um die Gedanken über Schön und Gut auszuspinnen und zwei Dutzend junger Leute, ein Auto voll weiße Schieberwesten, ein Grüpplein Bergsteiger, das in zerrissenen Hosen recht hochalpin aussieht, und drei zerlumpete Kinder bilden auch nicht die Zuhörerschaft, jetzt das Märchen vom zweiäugigen Menschen anzuhören.

Da rollt auch schon der Zug heran. Er wächst und wächst und stoppt schroff. Schiene und Draht scheinen erschreckt zu zittern.

Die Arbeit hat dort in der Ferne ihre Weiche gestellt. Fest dran! Mutig ins neualte Geleise!! Die dritte Klasse ist voll heimkehrender Kurgäste. Jeder, der uns erkennt, hat ein Lächeln übrig, und die Kinder hätten uns gern ihre Plätze abgetreten, wenn sie selbst solche gehabt hätten. Derart überfüllt waren die Wagen des dritten Standes. Der Schaffner musterte uns skeptisch. Durfte man solch fahrendes Gesindel in die zweite Klasse hinüberlassen? Ich glaube, er hätte es am Ende aus Mitleid oder Pflichtgefühl sicher gestattet. Unsereins wartete aber die Ansicht gar nicht erst ab, sondern sprang bei der nächsten Station vom Trittbrett und turnte in den Postwagen, der heute sozusagen nur Reisegepäck führte. Mißtrauisch schielte uns der Bahnpöstler zu, ließ uns aber nach Prüfung der Fahrkarten gewähren. Schnägg, der die Gegend nicht kannte und über die Querstange lehnte, spann mit ihm ein eisenbahnfreundliches Gespräch an. Klex ordnete seine Skizzenernte. Logisch kaute, ich weiß nicht mehr, an einem Problem oder an einer Butterbirne. Ich hatte auch nicht Zeit, genau hinzusehen, denn ich mußte den Puderkasten ausräumen. Schminke und Abschminke waren aufgebraucht. Also weg mit den fettigen Büchsen. Kopf zur Seite, Logisch! Es spritzte im Vorderrhein. Vom letzten Kohlenstück war noch ein ansehnlicher Stumpen geblieben. Soll ich ihn auch zum Wagen hinaus ins Wasser schmeißen? Nein, da kratze ich lieber dem Logisch einen Teufel auf die helle Jacke. Unsinn, das entdeckt er doch erst so spät, daß der Spaß längst seinen Reiz verloren hat. Aber etwas muß gekritzelt sein: Der Stift brennt mir in der Hand. Endlich male ich in fußgroßen Lettern auf die grobe Sackleinwand des Kleidersackes, auf dem ich rittlings sitze:

HANS SACHS 1930!

Und da war der Stift und die Fahrt und alles fertig.

TUMULT IM STUDENTENHEIM.

Ohne allzu großes Gewicht auf die Vorfälle vom 26. Januar zu legen, scheint es mir doch angezeigt, im „Zürcher Student“ darauf zurückzukommen.

Zuerst möchte ich kurz auf die Gründe eintreten, die die Betriebskommission des Studentenheims (B.K.) bewogen haben, den Vortrag der Marxistischen Studentengruppe zuzulassen. Es sei hier festgestellt, daß die B.K. sich jeder politischen Stellungnahme in ihrer Amtsausübung zu enthalten hat, und daher in der Behandlung der verschiedenen studentischen Gruppen keine Unterschiede macht, soweit das nicht zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung und der Wahrung des studentischen Milieus geboten erscheint.

Es liegt durchaus auch im Sinne dieser Leitsätze, daß die B.K. die Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen, zu denen ein weiteres, nicht-studentisches Publikum eingeladen wird, von jeher gestattete, soweit diese von studentischen Gruppen veranstaltet werden.

Die Marxistische Studentengruppe hat nun, wie schon einige Male früher, die B.K. um Überlassung der Mensa II für den Vortrag von Prof. Halle, Berlin: „Geschlechtsleben und Strafrecht“, angefragt. Da hinsichtlich des Themas und der politischen Stellung des Referenten eventuell Einspruch erhoben werden könnte, hat die Leitung des Studentenheims diese Anfrage den beiden studentischen Mitgliedern der E.T.H. in der B.K. vorgelegt (der studentische Delegierte der Universität ist abwesend von Zürich). In der Meinung, daß im Studentenheim alle geistigen Strömungen zu Worte kommen sollen, und ohne allfälligen Opportunitätsüberlegungen Raum zu gewähren, erklärten sich auch die studentischen Delegierten in der B.K. mit der Abhaltung dieses Vortrages einverstanden. Um der Veranstaltung jede Einseitigkeit zu rauben, hat der Präsident der B.K. noch besonders zwei Zürcher Professoren eingeladen, damit in der Diskussion auch anders gerichtete Ansichten zum Worte kommen könnten. Der Einwand, daß nur gegen die von der Marxistischen Studentengruppe beigezogenen Mitglieder des „Kommunistischen Jungsturms“ protestiert worden sei, wird durch den unverzüglichen Rückzug dieser „Wache“ hinfällig.

Diese Sätze stellen weder eine Rechtfertigung, noch eine Entschuldigung der B.K. dar, sondern es soll damit nur kurz der Geist skizziert sein, der ihrer Meinung nach im Studentenheim herrschen sollte. Daß sich die B.K. in der Einschätzung der geistigen Höhe und der Objektivität gewisser studentischer Kreise leider geirrt hat, haben die Vorfälle vom 26. Januar bewiesen.

Auf eine eingehende Schilderung der eigentlichen Vorfälle kann

hier füglich verzichtet werden, da dies in der Tagespresse schon zur Genüge geschehen ist.

Das einzig Erfreuliche an diesem Tumult war, daß es dank der Disziplin der Marxistischen Studenten und dem Gefühl für die Grenzen, die eine studentische Demonstration haben muß, bei den demonstrierenden Studenten zu keinen Tätlichkeiten gekommen ist.

Jedoch ist es besonders peinlich, zu berichten, daß sich an der Störung des Vortrages eine große Anzahl von ausländischen Studierenden beteiligt hat. Diese glaubten sich offenbar berechtigt, auf jene Zurückhaltung, die der Gast im fremden Lande üben sollte, verzichten zu können. Ich möchte nur beifügen, daß ein großer Teil der Demonstranten eigens nur an diesem Abend zum Protestieren ins Studentenheim gekommen ist.

Im weitem ist zu sagen, daß die studentischen Mitglieder der B.K. die Interessen der Studierenden in der Leitung des Studentenheimes zu vertreten haben. Wenn die Studierenden mit der Art und Weise der Vertretung ihrer Interessen nicht einverstanden sind, so sollten sie sich ordnungsgemäß zuerst bei ihren Delegierten beschweren. Es ist aber der B.K. vor dem Vortragsabend von keiner Seite irgend eine Beschwerde zugegangen. Der Delegierten-Convent des Verbandes der Studierenden an der E.T.H. wurde in seiner Sitzung vom 20. Januar auf diesen Vortrag aufmerksam gemacht. In der betreffenden Sitzung hat keiner der Delegierten gegen den Beschluß der B.K. Einwendungen erhoben. Es drängt sich deshalb die Folgerung auf, daß die ganze Störung des Vortrages mehr einer momentanen Freude am Demonstrieren, als sachlichen Überlegungen entsprungen ist.

Ob sich bei solcher Zügellosigkeit eine studentische Selbstverwaltung und Mitarbeit rechtfertigen läßt, muß jeder selber entscheiden.

Otto Zaugg,

Mitglied der Betriebskommission des Studentenheims an der E.T.H.

UM KEYSERLING.

Es sind beim Büro der Studentenschaft sowie der Redaktion zahlreiche Zuschriften eingegangen, die sich mit der studentischen Demonstration anläßlich des Vortrages Keyserling in der Kaufleuten und dem Verhalten der Organisation der Studentenschaft der Universität Zürich kritisch auseinandersetzen. Leider war diese Nummer beinahe schon vollständig gesetzt, als diese Beiträge eingingen, daher können vorerst nur die beiden nachfolgenden publiziert werden. Eine Auswahl aus den übrigen Zuschriften, in welcher die verschiedenen Gesichtspunkte zum Ausdruck kommen sollen, wird in der folgenden Nummer, noch im Laufe des Semesters (Mitte Februar) erscheinen.

1.

Mit Genugtuung haben wir vom Tumult um Keyserling Kenntnis genommen. Wir freuen uns, daß die Studenten einmal den Mut aufgebracht haben, ihrer Meinung auch öffentlich Ausdruck zu geben. Umsomehr befremdet es uns, daß die „offizielle Vertretung“ der Studentenschaft nachträglich nicht wagt, zur Sache ihrer Kommilitonen zu stehen und diese öffentlich in einer Einsendung an die „N.Z.Z.“ vom 23. Januar 1932 desavouiert. Es handelt sich nicht nur um die Meinungskundgebung einzelner Studenten, sondern von mehreren Hunderten, die allerdings versäumten, die vorherige Erlaubnis dafür beim Herrn Präsidenten der Studentenschaft der Universität Zürich einzuholen. Es zeugt von wenig Charakter, wenn man nachträglich versucht, diese Vorfälle als Aktion einzelner welscher Kommilitonen darzustellen. Die große Mehrzahl der Zürcher Studentenschaft wird gerne die Verantwortung für diese Vorfälle übernehmen.

Im Namen mehrerer jetziger und ehemaliger Zürcher Studenten:
Dr. med. dent. **Otto Süßtrunk.** Dr. med. dent. **Walter Wettstein.**

2.

Am 24. Januar, im zweiten Sonntagsblatt der „N.Z.Z.“, ließ ich eine Notiz folgenden Inhaltes erscheinen:

„Die offizielle Vertretung der Studentenschaft der Universität hat von den Vorfällen um den Vortrag des Herrn Keyserling Kenntnis genommen und sieht sich gezwungen, festzustellen, daß die Demonstration die spontane Willenskundgebung einzelner, besonders westschweizerischer Studenten war, die ohne Kenntnis der organisierten Studentenschaft unternommen wurde. Die Gesamtstudentenschaft der Universität muß daher jede Verantwortung für den Vorfall ablehnen.“

Da diese Erklärung unter der Studentenschaft neben rückhaltsloser Billigung heftige Mißbilligung erfahren hat, sehe ich mich gezwungen, noch einmal zu dem Vorfall Stellung zu nehmen. Es kann nicht die Rede davon sein, daß durch diese Notiz die Demonstration gegen Keyserling mißbilligt wird. Bei genauer Betrachtung des Wortlautes wird man zugeben müssen, daß es sich lediglich um eine sachliche Feststellung handelt. Darin wird festgestellt, daß einmal die offizielle Vertretung der Studentenschaft der Universität nicht für die Demonstration verantwortlich gemacht werden kann, und zweitens, daß man daher auch nicht von einer einheitlichen Demonstration der „Studentenschaft“ als Gesamtstudentenschaft sprechen kann. Gezwungen wurde ich zur Abgabe dieser Erklärung durch den Umstand, daß selbstverständlich nachträglich die Demonstration in ihrer Wirkung auf uns, den Kleinen Studentenrat, zurückfiel, und daß das weitere Publikum mit seinen Beschwerden an die „Studentenschaft“ als Organisation gelangte. Ich habe eine Fülle solcher Zuschriften und tele-

phonische Gespräche erhalten, in denen es von Ausdrücken wie: „Schnuderbubereien“, „Rüpelhaftigkeiten“ etc. wimmelte. Der Demonstration stehe ich neutral gegenüber. Ihre Auswüchse kann ich aber nicht billigen. Daher hatte ich keine Lust, die Verantwortung dafür zu tragen und ich glaubte, durch eine solche Zeitungsnotiz alle weiteren Anfragen abschneiden zu können. Daß gewisse Auswüchse der Demonstration leider nicht gerade als diszipliniert und akademisch zu bezeichnen sind, wird ein jeder zugeben müssen. Daher wird man auch verstehen, daß diejenigen eine Verantwortung dafür ablehnen, auf die sie letztlich zurückfällt. Das sind aber leider nicht jene, die zur Demonstration aufforderten, sondern die offiziellen Vertreter der studentischen Organisationen.

H. Suter, Präsident der Studentenschaft.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Bauingenieur.

Bréguet, Alfred, von Coffrane (Neuenburg).
Casanova, Agostino, von Ligornetto (Tessin).
Etter, Ernst, von Bischofszell (Thurgau).
Focsa, Vlad, von Bukarest (Rumänien).
Ganzoni, Robert, von Celerina (Graubünden).
Ghinsberg, Emil, von Jassy (Rumänien).
Gozlinski, Kazimierz F., von Warschau (Polen).
Gruner, Georg, von Basel.
Hartenbach, Maurice, von Basel.
Horn, Eduard, von Zürich.
Kollbrunner, Curt, von Zürich und Frauenfeld (Thurgau).
Kropf, André, von Dombresson (Neuenburg).
Kruck, Gustav, von Zürich.
Liaschenko, Boris, von Petersburg (Rußland).
Marcovici, Haim, von Botosani (Rumänien).
Müller, Ernst, von Uster (Zürich).
Müller, Robert, von Stein a. Rh. (Schaffhausen).
Nabholz, Paul, von Zürich.
Oswald, Max, von Aadorf (Thurgau).
Pelossi, Antonio, von Bedano (Tessin).
Pfaff, Hans, von Liestal (Baselland).
Preiswerk, Wilhelm, von Basel.

ATWATER KENT RADIO

Pulfer, Fritz, von Bern und Rümligen (Bern).
Schaefer, Norbert, von Aarau (Aargau).
Schori, Hans, von Rapperswil (Bern).
Soutzos, Georges C., von Athen (Griechenland).
Turner, Leopold, von Zürich.
Walker, Hans, von Biel (Bern).
Wüest, Ernst, von Nebikon (Luzern).

Als Maschineningenieur.

Bettini, Giuseppe, von Verona (Italien).
Breekveldt, Gijsberti, von Delden (Holland).
Byland, Hans, von Othmarsingen (Aargau).
Corte, Carlo, von Calabiana (Italien).
Czaykowski, Jean, von Kamionka Woloska (Polen).
Dénes, Laszlo, von Vasvar (Ungarn).
Deucher, Adolf, von Steckborn (Thurgau).
Eichenbaum, Ludwig, von Krakau (Polen).
Eie, Ragnar, von Slemdal (Norwegen).
Fejér, Georg, von Debrecen (Ungarn).
Fritschy, Gottlieb, von Adliswil und Fischenthal (Zürich).
Gáspár, Emmerich, von Budapest (Ungarn).
Geiger, Ludwig, von Basel.
Gelpke, Max, von Därstetten (Bern).
Grabowski, Roman, von Krakau (Polen).
Gretener, Max, von Mellingen (Aargau).
Gyr, Hans, von Altstetten (Zürich).
Hahn, Erwin, von Kriens (Luzern).
van Heteren, Kurt, von England.
Huhulea, Jean, von Stioborani (Vaslui), Rumänien.
Keller, Heinz, von Wald (Zürich).
Klaus, Josef, von Willisdorf (Thurgau).
Kreis, Max, von Egnach (Thurgau).
Kretz, Paul, von Frankenburg (Oesterreich).
Lage, Viktor, von Rio de Janeiro (Brasilien).
Loosli, Hans, von Sumiswald (Bern).
Lustgarten, Raoul, von Botosani (Rumänien).
Lüthy, Ernst, von Rüderswil (Bern).
Lutty, Edouard, von Pulvermühl (Luxemburg).
Meisser, Christian, von Davos-Dorf (Graubünden).
Merenda, Jean, von Cadro (Tessin).
Mischriky, Hanna, von Kairo (Aegypten).
Müller, Max, von Sarnen (Obwalden).
Perrochet, Jacques A., von Neuenburg.
Peyer, Georg, von Schaffhausen.
Pfeiffer, Franz, von Esch-sur-Alzette (Luxemburg).
Ramm, Nils Arntzen, von Oslo (Norwegen).
Reber, Fritz, von Wimmis und Diemtigen (Bern).
Rippner, Franz, von Banska Stiavnica (Tschechosl. Rep.).
Schiltknecht, Adolf, von Eschlikon (Thurgau).

TELION A.-G., BAHNHOFPLATZ 3, **ZÜRICH**
FILIALEN IN BERN, LAUSANNE UND ST. GALLEN

Schmeltzer, Max, von Burbach a. d. Saar (Saargebiet).
 Schmidheiny, Max, von Balgach (St. Gallen).
 Schwartz, Jean, von Genf.
 Schwartz, Moritz, von Budapest (Ungarn).
 Senn, Peter, von Basel.
 Studer, Hans Luzius, von Aarau (Aargau).
 Tachtler, Johann, von Ceminac (Jugoslavien).
 Thyges, Georges, von Luxemburg.
 Torriani, Antonio, von Soglio (Graubünden).
 Welbes, Jean-Jacques, von Luxemburg.

NEUANSCHAFFUNGEN DER BIBLIOTHEKKOMMISSION

bis 20. Januar 1932.

Binding, Rud.: Unsterblichkeit.
 Boree, Karl: Dor und der September.
 Brod, Max: Stephan Rott.
 Claudel, Paul: L'otage.
 Claudel, Paul: Le pain dur.
 Claudel, Paul: Le père humilié.
 Dwinger, Edwin: Die zwölf Räuber.
 Ernst, Fritz: Die Schweiz als geistige Mittlerin.
 Giraudoux, Jean: Amphitryon 38.
 Guardini, Romano: Briefe vom Comersee.
 Guardini, Romano: Der Gegensatz.
 Huysmans, J.-U.: Là-bas.
 Jelusisch: Caesar.
 Jung, C. G.: Seelenprobleme der Gegenwart.
 Kaflea, F.: Beim Bau der chinesischen Mauer.
 Lienert, Meinrad: Die Kunst zu Illendorf.
 Loos, Cécile Ines: Die Rätsel der Turandot.
 Munthe, Axel: Das Buch von San Michele.
 de Reynold, Gonzague: Schweizer Städte und Landschaften.
 Rilke, Rainer Maria: Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit.
 Rothe, Ernst: Psychogymnastik.
 Schaffner, Jakob: Die Predigt der Marienburg.
 Schmidhauser: Die Schweiz im Schicksal der Demokratie.
 Spengler, Oswald: Der Mensch und die Technik.
 Strachey, Lytton: Geist und Abenteuer.
 Supf, Peter: Amance.
 von Tavel, Rudolf: Ring i dr Chetti.
 Thieß, Frank: Die Verdammten.
 Umbricht: Das heilige Gäßchen.
 Valéry, Paul: Regards sur le monde actuel.
 Waggerl, Karl Hch.: Schweres Blut.

XII. SCHWEIZ. AKAD. CROSS-COUNTRY.

Am 20. Februar findet wie letztes Jahr in Zürich der Akad. Cross-Country-Lauf statt. Der Start befindet sich auf der Allmend Fluntern etwa um 14.30 Uhr. Nach dem Lauf findet eine Zusammenkunft mit Preisverteilung im Studentenheim statt. Das Patronat über die Veranstaltung haben in freundlicher Weise die hohen Rektoren der Universität und der E.T.H. übernommen. Das Organisationskomitee hofft auf eine rege Beteiligung der schweiz. Hochschulen und lädt alle Studierenden zum Besuche des Wettkampfes ein.

Akademische Sportkommission Zürich.